

Trosse, ...

Der Konträrsexualismus inbezug auf Ehe und Frauenfrage

Leipzig 1895

Med.for. 53 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00139407-5

Med. for.

57

h

Med. for. 53 h

<36607681090019

<36607681090019

Bayer. Staatsbibliothek

Preis: 80 Pfg.

Der

Konträrsexualismus

inbezug auf

Ehe

und

Frauenfrage.

Verlag von Max Spohr in Leipzig.

Verlag von **Max Spohr** in **Leipzig**.

Im obigen Verlage erschienen von

Edward Carpenter

folgende Schriften:

Die Geschlechtsliebe
und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft.

Preis M. 1.—.

Die homogene Liebe
und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft.

Preis M. 1.20.

Das Weib
und seine Stellung in der freien Gesellschaft.

Preis M. 1.20.

Die Ehe
in der freien Gesellschaft.

Preis M. 1.—.

Dr. H. Schröder spricht sich über die ausgezeichneten Schriften wie folgt aus:

Seit langem, muss ich gestehen, hat mir keine Lektüre so angenehme Empfindungen bereitet, wie die von **Carpenter's** Schriften, deren gediegener Inhalt einen klaren durchdringenden Geist verrät, welcher sich furchtlos an die schwierigsten Probleme wagt und den Versuch ihrer Lösung mit einer Gründlichkeit, mit einem das Für ebenso vorurteilslos wie das Aber abwägenden Gerechtigkeitssinne betreibt, dass in dem Leser dadurch ebenso viel Sympathie für den Verfasser selbst wie für die von ihm mit der höchsten Decenz behandelten heiklen Themata erweckt wird.

Med. for. 53 ⁿ

(Trosse)

Der

Konträrsexualismus

inbezug auf

Ehe und Frauenfrage.



Leipzig

Verlag von Max Spohr.

1895.

GdM 64/2223



Bayerische
Staatsbibliothek
München



Man pflegt mit dem Namen „Konträrsexualismus“ fast immer den von „Krafft-Ebing“ in Verbindung zu setzen, und in weiten Kreisen hat sich die Meinung eingebürgert, daß es dieser war, der demselben zuerst wissenschaftliche Beachtung geschenkt hat. Da die Neuzeit nun jeden Augenblick mit Entdeckungen kommt, die besser ungeboren geblieben wären, lieber nie das Licht der Sonne erblickt hätten, so messen wenige Laien wie Mediziner der Sache Wichtigkeit bei. Andere sprechen geheimnisvoll von dem, was ein Arzt alles sieht und erlebt, stehen aber ratlos, wenn sie sich Rechenschaft über die Triebfedern dessen ablegen sollen, was sich fast täglich wiederholt. — Und erst die Juristen! Sie meinen, in einen Abgrund tiefsten Elends, größter Verkommenheit zu blicken und haben es doch nur mit einer Abnormität zu thun, die imgrunde nicht einmal eine solche ist, sondern ein wirklicher Faktor, mit dem gerechnet werden muß. „Tout comprendre, c'est tout pardonner“, sagt schon Madame de Staël. Das möchte ich, wo es sich um das Urteil bei geschlechtlichen Verbrechen handelt, jedem Richter zurufen.

Aber auch dem Psychologen, dem Irrenarzte sollten diese so tief in das menschliche Dasein eingreifenden, einschneidenden Verhältnisse nicht verborgen sein. Und wir dürfen es nicht als lächerlich, als übertrieben zurückweisen, wenn ein bekannter

Psychiatrischer gebildeten Männer, die sich Rat bei ihm holen wollen, als erste Frage diejenige vorlegt: „Fühlen Sie anormal?“ Wieviele bejahende Antworten erhält er! „Das kommt von der Uebersättigung“, versetzt da mancher, „Modestrankeheit unserer üppigen, schwelgerischen Zeit. Aus dem Ueberdruß am Erlaubten folgt die Päderastie, und von da geht es tiefer und tiefer in den Abgrund.“ Albernes Gewäsch! — Denken wir doch an Aussprüche der Alten! Der bedeutende Julius Caesar wird als Weib aller Männer bezeichnet. Die hochberühmte Sappho nimmt sich wegen unwiderstehlicher Liebe zu einem Weibe, aus Eifersucht das Leben. Ihre Heimat Lesbos muß einer bestimmten Art von geschlechtlichem Umgange, „amor lesbicus“, den Namen geben. — Auch Freundschaftsverhältnisse wie zwischen David und Jonathan u. s. w. dürften zu denken geben. Man könnte entgegnen: „Wer sucht, findet überall, was er will. Die Antiken waren nicht so zaghaft wie wir, um mit dem hinter dem Berge zu halten, was wirklich vorhanden. Ebenso offen, wie sie das Verhältnis des Perikles zur Aspasia behandeln, würden sie sich auch über den erwähnten Fall ausgesprochen haben, umsomehr, da das alte Testament die Dinge mit dem rechten Namen benennt“. Gut! Ich verweise auf 2. Samuelis 1, 26: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist.“ Und kommen die Skeptiker auch mit Bemerkungen wie: Phantastische Schwärmerei, orientalische Berechnung, deren Tragweite wir nicht begreifen, so können sie die Thatsache doch nicht hinwegleugnen. Nimmt doch sogar Solon in seiner Gesetzgebung von derselben Notiz und schlägt einen konträrsexuellen Umgang als Schutzmittel gegen die drohende Uebervölkerung vor. Und über die wahren Beweggründe der Freundschaft zwischen Sokrates und Alcibiades, über die Tiefe und Innigkeit ihrer gegenseitigen Gefühle, über das Intimere ihres Verkehrs: ist man auch nicht im Zweifel.

Selbst die medizinische Wissenschaft beschäftigt sich lange vor Krafft-Ebing mit diesen sogenannten Ausnahmen, als ob sie etwas ganz Selbstverständliches, etwas Alltägliches wären. Soranus von Ephesus spricht von „viragines“ (Mannweiber), die man durch den Augenschein erkennt. Er berichtet von Frauen mit männlichem Habitus und Wesen, auch von Frauen, die zu dem Genus Weib (ἴρλυ) gehören. — In Hippokrates finden wir ebenso mehrere diesbezügliche Stellen. In seinem Eide sagt er: „mich fernhalten von jederlei vorsätzlichem und schadenbringendem Unrechte, insbesondere aber von geschlechtlichem Verkehre mit Männern und Weibern, Freien und Sklaven.“ In der Diät heißt es: „Diese Männer sind zwar weniger glänzend als die vorigen, gleichwohl aber werden sie, weil ja das Männliche, welches vom Manne kam, gesiegt hat, männlich, und sie tragen diese Bezeichnung mit Recht. Wird jedoch von dem Weibe Männliches abgesondert, von dem Manne dagegen Weibliches, und siegt das Männliche, so nimmt dieses auf dieselbe Art zu wie das vorgenannte; jenes aber nimmt ab. Diese werden Mannweiber und werden mit Recht so genannt.“ Weiter: „Ist endlich das vom Manne Kommende weiblich, das vom Weibe Kommende hingegen männlich, und siegt das Weibliche, so nimmt es auf die nämliche Art zu, und es entstehen verwegenerer Weiber als die vorgenannten; man nennt sie männliche Weiber.“ In dem Buche über Luft, Wasser, Dertlichkeit dürfte folgende Stelle auffallen: „— vielmehr gleichen sie einander wegen des Fetteichtums und der Unbehaartheit, die Männer den Männern, die Frauen den Frauen.“ Es würde unnötig sein zu erwähnen, daß die Männer den Männern gleichen und die Frauen den Frauen, wenn nicht gleichzeitig Männer vorhanden wären, die den Frauen gleichen und umgekehrt. Noch mehr in die Augen stechend ist eine andere Stelle aus demselben Buche: „Im übrigen sind aber auch die meisten Leute im Skythenlande Eunuchen, gehen weiblichen Berufen nach,

reden genau so wie die Weiber und heißen *Ἀνάδραϊς* (die Weibischen).“ Der Verfasser dieses Buches des Hippokrates gesteht freilich nur die Folgen ein, kennt aber die Ursache nicht. Denn er versucht sogleich darauf, das Wunderbar-scheinende auf natürliche Art und Weise zu erklären. Doch überzeugt er uns schwerlich. Wer will, daß man ihm glaube, darf nicht mit Ausdrücken kommen, wie: „nach meiner Ansicht — wie mir scheint — glaube ich.“ Er weiß sich nicht aus der Affaire zu ziehen, da es ihm selbst an Sicherheit gebricht. Die Behauptung hört sich allerdings seltsam genug an, daß jemand das nicht versteht, was er selbst geschrieben. Nun, nach den neuesten Resultaten geschichtlicher Forschungen, die besonders in den Abhandlungen von Desele, Bad Neuenahr, zutage treten, ist wohl kaum noch ein Zweifel darüber vorhanden, daß Hippokrates der Adoptivvater vieler Kinder des ägyptischen Geistes ist. Es ist überflüssig, noch Beispiele hierfür anzugeben.

Daß speziell obenerwähntes Buch dem Pyramidenlande entsprossen ist, geht schon daraus hervor, daß der Grieche stets, wenn er ein fremdes Volk betrachtet und Parallelen zieht, zu den Bewohnern des Nilgebietes zurückkehrt. Er sagt: „so verhält es sich also mit den Aegyptern — so wäre genau dasselbe zu sagen wie über die Aegypter — und gleicht nur sich selbst wie auch das Aegyptervolk — wie bei den Aegyptern.“ Die Behauptung, daß der Konträrsexualismus bereits dem alten Pharaonenvolke bekannt war und von diesem sogar wissenschaftlicher Erörterung für wert befunden wurde, ist demnach wohl mehr als eine bloße Hypothese.

Wenn diese Krankheit (?) nun schon so lange in der Welt herumspukt, so sollte man dieselbe nicht als Ausnahme betrachten, sondern ihr volle und ganze Beachtung schenken. Es wäre ein großer Schritt auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin vorwärts gethan. — Auch die Frauenfrage, von dieser Seite betrachtet, dürfte in einem anderen Nimbus er-

scheinen. Und wieviel könnte für das Eheleben gewonnen werden! — Ein alter medizinischer Schriftsteller und berühmter Arzt giebt den Römern den Rat, sie sollten bei der Wahl des Weibes nicht auf das zu erhaltende Vermögen oder auf den Rang des Vaters der Braut sehen, sondern vielmehr darauf achten, daß diese selbst gesund und fähig sei, kräftigen Kindern das Leben zu schenken, da der Zweck der Ehe die Zeugung. Das also das Endziel jedes geschlechtlichen Umganges in früherer Zeit. Und heutzutage? Ueberall die Angst vor Ueberfüllung. Man sucht nach unbewohnten, kulturfähigen Landstrichen, spricht von Auswanderungen, forscht in wilden Gebieten herum, sehnt sich ernstlich nach Krieg, nach verheerenden Seuchen, die Tausende dahinraffen, nur, daß gar der Menschen nicht zuviele werden. Dem könnte leichter abgeholfen werden.

„Vorsichtsmaßregeln“, wird lächelnd geantwortet. Unsinn! Wer braucht dieselben? Hauptsächlich der, dem die erste Furcht in den Gliedern steckt, der bei einem Bekanntwerden seines Verhältnisses für sich und besonders für seine Geliebte, für ihren guten Ruf bangt. Kann er sie später der Welt als sein rechtmäßiges Weib vorführen, so hat er nicht nötig, die frühere Rücksicht zu beobachten. Schon aus Bequemlichkeit wird er sich sehr schnell von der alten Gewohnheit losmachen. Ja, sogar in Fällen, in denen der Arzt vor weiterem Kindersegen warnt, wo das Leben der Mutter auf dem Spiele steht, ist es für den Mann viel zu viel Mühe, sich Zwang aufzuerlegen. Wozu sind denn die Abortivmittel, wenn man sich ihrer nicht bedienen will? An eine Gefahr für die Gesundheit wird nicht gedacht. Man kommt schließlich mit den Gerichten in Konflikt.

Wie aber kann dem abgeholfen werden? Sollen wir die Ehe als ein veraltetes Institut auflösen, es beiseite schieben? Durchaus nicht. Es giebt so unendlich viele Männer, die es zum Weibe, Weiber, die es zum Manne zieht. Mit dem

Aufhören der öffentlichen Anerkennung dieses Triebes würde bei dem heimlichen Fortbestehen nur zu bald die größte Unmoral einreißen. Es wären der Niederlichkeit und Geilheit Thür und Thor aufgethan. Was erlaubt ist, ist heilig; darum heiligt die Ehe die Liebe, und mögen die Dichter auch mit ihrem Worte, daß die Liebe die Ehe heilige, das Gegenteil behaupten. — Warum aber gestattet man eine Verbindung, deren Konsequenzen und Endzweck man fürchtet und bekämpft und verfolgt eine andere, die niemandem Schaden bringt? Aus Gesundheitsrücksichten? Jeder vernünftige Arzt wird darüber lächeln. Aus Unnatur? Die Behauptung ist wohl nicht zu weit gezogen, daß es gegenwärtig, wie wohl zu allen Zeiten, unter fünf Normalfühlenden wenigstens einen Mann giebt, den es zum Manne, ein Weib, welches es zum Weibe zieht. Man sehe nur mit klaren, offenen Augen um sich! Wo solche Verhältniszahlen vorhanden sind, da darf man nicht mehr von Unnatur, von Ausnahme sprechen. Aus Angst vor Demoralisierung? Schauen wir uns die Welt an, und geben wir dann Antwort!

Zwei Frauen lernen einander kennen. Sie fühlen sich gegenseitig mächtig angezogen. Sanft, zart, milde, hingebend erscheint die eine. Ein echtes Weib, daß sich jemand weihen muß. Wehe, wenn es dem gewissenlosen Manne in die Hand fällt! Arm und verwaist, ist es darauf angewiesen, sich seinen Lebensunterhalt zu erarbeiten, was ihm schwer, unendlich schwer wird. Seine ganze Natur drängt es mit Macht in das Haus. Für ein geliebtes Wesen zu sorgen, sich daheim am häuslichen Herde zu mühen: das ist es, was diese Frau begehrt. Was soll sie da draußen in der kalten, harten Welt? Die Kräfte versagen. Krankheit öffnet dem Mangel die Pforte. Da naht der Versucher. Er weiß so hold, so lieb, so verführerisch von der Liebe Glück zu reden. Sie lauscht bebend in zitternder Erregung. Beseligt will sie ihm die Hand zum Ehebunde reichen. Doch dieses begehrt er nicht.

Sie ist ja ohne Vermögen. Er malt ihr ein Leben in Wollust, in Ueppigkeit aus; er hat Geld, viel Geld. Die Not wird immer dringender, das innere Verlangen größer und größer. Sie schwankt und würde gesunken sein, wenn nicht gerade jetzt die Begegnung mit der Freundin stattgefunden hätte.

Ein Weib von ganz anderem Schrot und Korn! Mutig und standhaft blickt es mit klarem, festem Auge das Leben an. Kurz geschnittenes Haar nach Männerart, nicht einmal gekräuselt, enganliegende, straffe, einfache, dunkle Kleidung, welche die üppigschlanke Gestalt hebt, eine bestimmte, ruhige, wohlklingende Altstimme: machen diese Frau der Männerwelt interessant. Von allen Seiten wird sie heiß begehrt, sowohl als Geliebte wie als Gattin. Denn man wünscht, man verlangt ja immer das am glühendsten, von dem man im voraus überzeugt ist, daß man es nie erreichen wird. Sie bleibt kalt und unbewegt bei allen Huldigungen. Der Ruhm ist es, den sie sich als Gemahl erkoren. Für ihn schafft und wirkt sie. Für die Liebe hat sie nur ein mitleidiges Lächeln. Sie selbst hält sich für gefühl-, für herzlos. „Ein wenig Phantasie“, pflegt sie zu sagen, „das ist alles“.

Da trifft sie die, bei deren Anblick ihr ganzes Innere vibriert, alle Pulse schlagen, es wie ein elektrischer Schlag ihr durch die Glieder fährt, daß ihr ganzer Körper zittert und bebt. Ihr scharfer Verstand sagt ihr gar bald die Wahrheit. Sie liebt mit aller Gewalt der ersten Liebe, mit der ganzen Kraft und Macht ihres Seins. Sie liebt ein Weib, daß sie nie mehr vergessen, von dem sie nimmer lassen kann, und dieses Weib muß das ihre werden, muß ihr gehören in seinem eigensten Fühlen und Denken. Noch kommt sie nicht zu spät, es vom Abgrunde zurückzureißen, was die andere dankbar anerkennt. Sie bleiben zusammen fürs Leben.

Die eine schafft in männlichen Berufszweigen, arbeitet, verdient reichlich für zwei. Die Freundin verrichtet im trauten Heim die kleinen und doch so nötigen häuslichen Geschäfte

Sie hat ja nun jemand, für den sie sorgen und sich mühen kann. Sie ist glücklich. Darf man da von Unnatur und Sittenlosigkeit sprechen? Was kümmert es die Menschen draußen, was die Schwestern in stillen Stunden miteinander abzumachen haben? Sie schaden keinem, auch sich selbst nicht, beleidigen niemand, geben keinen Anstoß. Ihr Nest ist still und behaglich; ihre Kleidung ist von gleichem Stoff und gleicher Farbe, wenn auch verschiedener Machart. Sie teilen ihren Tisch, ihr Bett, haben ihre gemeinsamen Freuden und Leiden, intensiver, heftiger vielleicht als andere Sterbliche; denn bei Konträrfühlenden ist alles schärfer, schroffer ausgeprägt. Die Liebe brennt glühender und anhaltender; die Eifersucht ist wilder und stürmischer; aber niemand merkt etwas davon. Was schadet es, wenn die männlichfühlende Freundin die Geliebte zuweilen, von unwiderstehlichem Drange getrieben, leidenschaftlich umarmt und in Gegenwart anderer verzehrend küßt? Mit einem „extravagant“, leichtem Achselzucken oder dergleichen ist die Sache abgethan. Die Ehe derselben bleibt still, ohne gefährliche Folgen. Es fehlt nicht an Liebe, an Aufopferung, Hingebung. Alle guten Eigenschaften werden im gemeinsamen Ringen gezeitigt, und man bessert, veredelt sich und andere. Die Ränke des Verführers prallen machtlos ab. Man hat gefunden, was man suchte.

Und dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da. Wie oft erhält man von einem jungen Mädchen, welches man mit irgend einem Anbeter neckt, die Antwort: „O, das hat nichts zu sagen; ich kann mich überhaupt nur in eine Dame verlieben!“ Die Bemerkung ist von der Betreffenden, die nicht ahnt, daß sie sich mit derselben das Urtheil spricht, sich in eine gewisse Kategorie einreicht, als harmloser Scherz hingeworfen und wird meist als solcher aufgenommen. Das ist verkehrt und unrecht. Hier gilt es: aufmerken! Ein weites Studienfeld liegt vor uns. Aber nicht nur unser Interesse sollen wir befriedigen; es ist vielmehr unsere Pflicht, wo es angeht, unseren

Einfluß geltend zu machen, rechtzeitig zu warnen und ein nahendes Unglück zu verhüten. Gelegenheit dazu bietet sich uns genug, wenn wir nur aus dem Gewohnheitsschlafe, aus dem süßen Dusele erwachen wollen. Darum: wer Augen hat zu sehen, der sehe! Dann wird jede weitere Auseinandersetzung überflüssig sein.

Man wird ein gleiches Verhältnis in Männerkreisen finden. Man gehe nachts zwischen zehn und zwölf Uhr in einer unserer Hauptstädte auf einer bestimmten Alleestraße spazieren! Ein ungeübter Blick erspäht nichts Verdächtiges; nicht einmal dem scharfen Gesichte der wachsamem Polizei fällt etwas auf. Da sitzen sie einträchtiglich auf einer Bank bei einander oder lustwandeln zu zweien, aber keine Liebespärchen nach gewöhnlicher Schablone, — sondern Mann neben Mann. Das kann doch niemanden bedenklich machen! Man folge einem dieser Paare! —

Es geht zum Balle, Latenballe. Was ist das? Man tritt in prächtig geschmückte, feenhaft beleuchtete Säle, aus denen uns eine rauschende Walzermelodie entgegentönt. Eine Tanzgesellschaft, wie jede andere auch, die sich beim ersten Anblicke in nichts von sonstigen Vergnügungen ihrer Art unterscheidet. Wie erstaunt man aber, wenn man das bunte Bild näher in das Auge faßt, die reich mit Goldsachen und anderem Schmuck behängten Damen eingehend betrachtet! Da sind einige von einer unnatürlichen Größe, andere von einer auffallenden Stärke, und verschiedene tragen sogar kurze oder lange Bärte. Was ist das? Führt man einen Maskenscherz auf? Sollen wir gehen oder bleiben? Da wir doch einmal hier, wollen wir vollkommen klar sehen. Und endlich gewahren wir mit großer Verwunderung, daß die Damen gar keine Damen sind. Männlein tanzt mit Männlein. An ein Blickewerfen, Roquettieren u. dgl. fehlt es auch nicht. Mitgefangen, mitgehangen! Wir engagieren uns eine Partnerin. Sonderbar! Ein zärtliches Sichanschmiegen, ein vielheißendes Händedrücker,

wie es bei Damen der Demimonde vorkommt. Es werden uns sogar von verschiedenen Seiten unverschämte Anträge zugeflüstert, die wir nur mit der größten Bestimmtheit zurückweisen können. Man sucht sich hier; man findet sich; man hat seine Verlobungszeit, und endlich vereinigt man sich für das Leben.

Hat sich schließlich so ein Paar ganz zusammengefettet, so verdient und erwirbt der eine, während der andere zuhause ruhig hinter dem Kochtopfe steht, die große blaue Schürze umgehängt, und es sich angelegen sein läßt, dem Bruder das Heim recht behaglich und gemütlich zu gestalten. Warum soll man diese Ehen verbieten, weshalb sie verfolgen? Wem thuen sie irgend ein Leid an? Weder sich selbst noch der übrigen Menschheit, und dem Staate gewiß nicht. Warum sie nicht sanktionieren? —

Doch es giebt noch eine andere Art Verbindung in Hymens Reich. Ich spreche von Menschen ohne Sinnlichkeit; nur bei diesen ist sie möglich. Ein allgemeines Lachen und Kopfschütteln. „So etwas existiert nicht. Das ist verdrehtes, überspanntes Zeug. Mensch bleibt Mensch. Gegen die Natur kann niemand“. Nur nicht zu stürmisch! Freilich bleibt Mensch Mensch. Aber er muß doch nicht stets in erster Linie und an erster Stelle Tier sein. Weshalb immer die animalische Seite als Fundament herausgekehrt? Der Mensch ist Leib und Seele. Warum nicht einmal Seele und Leib? Auch hier kommt es wieder auf scharfe Beobachtung an. Es giebt Menschen ohne Sinnlichkeit.

Wem wäre nicht Goethe's Schilderung seiner Schwester aufgefallen? Den Sehenden gewiß. Lesen wir einmal mit Aufmerksamkeit: „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Viertes Teil. Ahtzehntes Buch!“ Er versucht an dieser Stelle zu erklären, weshalb Cornelia in ihrer Ehe nicht glücklich. Da heißt es unter anderem: „— in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit“. Aus dem, was nun

folgt, und was wir bereits früher durch den Bruder erfahren haben, können wir freilich auch auf konträrsexuelle Veranlagung schließen. War sich Goethe selbst darüber klar? In seinen Werken finden wir keine diesbezügliche Andeutung, während der Menschenkenner Shakespeare auf dem Gebiete der Anormalität sehr wohl zuhause ist. Ich erinnere an „Troilus und Cressida“, in welchem Stücke das Verhältnis zwischen Achilles und Patroklos nach Aussage des Thersites, der Redefreiheit hat, von den Beteiligten in diesem Sinne aufgefaßt wird.

Der große deutsche Dichter sagt indessen in oben angeführtem Buche weiter: „Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernstesten Gefühle gewinnen,“ Schließlich macht er uns noch die Mitteilung: „Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, sodaß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung eines längst vertrauten Umgangs genoß“. Steigt uns nach dem Lesen dieser Worte der Zweifel auf, ob wir Cornelia an dieser Stelle als Beispiel anführen dürfen, oder ob wir sie bei den Konträrführenden einzureihen haben, so fehlt es uns doch nicht an Menschen aus dem täglichen Leben, die hierher gehören.

Wer in der Zeit vor dem Bestehen der Berliner Nordbahn gezwungen war, die Strecke zwischen Neustrelitz und Berlin per Omnibus zurückzulegen, wird sich über den sonderbaren Kutscher, der auf dem Bocke oder, wenn Platzmangel, oben auf dem Berdecke saß, gewundert haben. Man wußte nicht, ob man es mit einem Manne oder mit einer Frau zu thun hatte. Die Fette — unter diesem Namen kannte sie in der dortigen Gegend jedes Kind — hatte das Haar vollständig kurz geschnitten und trug dasselbe nach Männerart gekämmt, was zu der damaligen Zeit noch ein bedeutender Ausnahmefall war. Auf dem Kopfe hatte sie einen runden

Herrenhut ohne jeden Schmuck; im Munde hielt sie eine Cigarre vom größten Format; die Hände schwingen, vergnüglich knallend, eine mächtige Peitsche, und die Füße waren mit Männerstiefeln bekleidet. Soweit der Anzug eine Entlehnung vom anderen Geschlechte. Auch Rock, Weste, Chemisette, Hose fehlten nicht. Aber über letztere fiel züchtig das Frauenkleid, welches sie nie in anmaßender oder unpassender Weise hob, wie wir es heutzutage fast täglich, sogar bei den Damen der besseren Kreise wahrnehmen. Sie wollte also ihre Weibnatur in keiner Weise verleugnen. Ihrer Kleidung entsprach ihr ganzes Wesen. Sie fuhr wild, rasend, erreichte ihr Endziel, bei einer Entfernung von acht Meilen, fast um zwei Stunden früher als ein anderer Kutscher und hatte doch die ungestümsten Pferde ganz in ihrer Gewalt. Sie jagte vollkommen ruhig und sicher dahin. Fürchtete sich jemand vor der Reise, welche die ganze Nacht hindurch währte, so schwanden seine Bedenken mehr und mehr, wenn er hörte, daß heute die Reihe an der Sette sei. Ihr konnte man sich getrost anvertrauen. In der Schenke zechte und spielte sie mit der Männerwelt, war dort vollständig zuhause und wie unter ihresgleichen. Aber kein unlauteres Wort, kein unverschämter Antrag wagten sich an sie heran. Ihre Frauenwürde, durch den fußfreien Weiberrock instinktiv symbolisch dargestellt, war ihr Schutz genug und schien alles in Schranken zu halten. Man mochte forschen und sich soweit erkundigen, wie man nur konnte, immer erhielt man die Antwort, daß sie nie eines geschlechtlichen Umganges mit einem Manne gepflegt habe. Aber auch zu keinem Weibe stand sie in intimeren Beziehungen. Den Verkehr mit ihresgleichen hatte sie sich ohnehin abgeschnitten. Sie war anders als die übrigen. Das genügte. Sie war ausgestoßen, verdammt durch ihre ganze Lebensweise, ihr wunderliches Thun und Treiben. Gesetze der Frauenrechtlerinnen von heute, Ausnahmebedingungen und Verherrlichungen für Emanzipierte wagten sich damals noch nicht in ihre bescheidene Sphäre.

Nun wurde in den siebziger Jahren, nach vielen Mißerfolgen, die Nordbahn eröffnet. Die Omnibusfahrten waren überflüssig. Wo sollte die arme Sette bleiben? Heiraten? — Das Original wird immer begehrt. — Sie konnte keinem Manne angehören. Auswandern? Wer nahm einen weiblichen Kutscher? Und außerdem liebte sie ihr engeres Vaterland so, daß sie nicht zu bewegen war, dasselbe zu verlassen. Betteln? Dazu war sie viel zu stolz und hatte genug Wirkensfreudigkeit und =mut. Sie wollte arbeiten, schaffen, sich ihr Brot erwerben und ehrlich durch das Leben gehen. Wie aber? Als Dienstbote eignete sie sich nicht. Sie verstand ja nichts von Frauensachen und hatte nie eine weibliche Handarbeit zwischen den Fingern gehabt.

Spurlos war sie auf einmal unserem Gesichtskreise entschwunden. Aus den Augen, aus dem Sinne. Obgleich ich oft an sie dachte, hatte ich doch nicht das richtige Interesse für ihren Zustand, um ernstliche Erkundigungen einzuziehen. Da brachten in den achtziger Jahren die Zeitungen die Nachricht ihres Todes mit einem kurzen Lebensabriß. „Ausnahmen“, pflegt man zu sagen, „sterben früh“. Sie mag kaum vierzig Jahre alt geworden sein. Ihr Bild stieg von neuem vor mir auf. Was ich noch über sie erfahren konnte, sammelte ich. Sie hatte sich zu helfen gewußt.

Bald, nachdem sie ihre erste Stellung aufgeben mußte, hatte sie sich zu einem Töpfer begeben, der in einer kleinen Stadt wohnte, durch die sie fast täglich gefahren war, und in der die Kasse gewechselt wurden. Derselbe nahm sie als Lehrling auf und hat es nie bereut. Sie verstand bald, so zu sagen, ihre Sache aus dem ff, wurde Geselle ihres Handwerkes und arbeitete pflichttreu und unermüdet bis zu ihrem Tode. Stets konnte sie den Gefährten als Beispiel und Muster hingestellt werden. Ihre Lebensweise, ihr Verkehr, ihr Umgang waren wie früher. Von keiner geschlechtlichen Regung beirrt oder verwirrt, konnte sie sich einem

freudigen Schaffensdrange hingeben und starb als tüchtiger, braver Töpfergeselle.

Das ist ein Bild aus dem Volke, dessen Spur sehr schnell verwischt wird, eben weil es in diesen unteren Schichten der Gesellschaft spielt. Ein anderes aus derselben Region:

In einem romantisch gelegenen Dörfchen des Tauberthales lebt, vollständig mit seinem Lose zufrieden, und mit sich selbst in Uebereinstimmung, ein treuer, anspruchloser Diensthote. Er mag etwas über vierzig Jahre zählen und ist schon seit der Konfirmation im Hause seines jetzigen Herren, eines Bauern. Er hantiert für denselben fleißig und rüstig auf dem Felde, im Garten, spült daheim das Geschirr, fegt die Zimmer und hält das Haus nach jeder Richtung hin in Ordnung. Merkwürdig ist aber dieses, daß er sich am besten zu den Arbeiten schickt, die sonst von Frauenhänden vollführt werden, während er sich bei den männlichen Geschäften steif und unbeholfen anstellt. Er trägt über seinem Anzuge fast stets den Weiberrock und die notwendige Schürze. Zuweilen schmückt er sich auch mit einem Frauenhute und den sonstigen unerläßlichen Kleidungsstücken des schwachen Geschlechtes. Entfernterstehende halten ihn für dumm, einfältig, idiotisch. Das ist er aber durchaus nicht, sondern: gutmütig, gefällig, aufopfernd, einfach. Von sinnlichen Erregungen zu Weib oder Mann, die beim Volke nicht so im Verborgenen spielen wie in unserer übertünchten Gesellschaft, hat man nie etwas bei ihm wahrgenommen. Daher vielleicht sein unermüdlicher, ruhiger, anhaltender Eifer, den wir an allen, in gleicher Weise beanlagten Menschen wahrnehmen. Mag eine gesunde Sinnlichkeit immerhin viel schöne Früchte bringen, manches Edle und Erhabene zeitigen, so hat sie doch ihre sehr großen Gefahren, und man hüte sich, wenn sie zur vorherrschenden Leidenschaft wird! Darum sind die Naturen ohne geschlechtliches Verlangen keineswegs so bedauernswert, als wir wähnen. Sie finden

Ersatz, ohne bedenkliche Klippen, auf einem anderen Felde: die Arbeit ist ihnen Geliebte und alles in allem.

Aber weshalb ist uns aus den höheren Kreisen kein Beispiel bekannt? Weil man vertuscht, bemäntelt, sich nicht zu zeigen wagt, wie man ist. Sehen wir uns mit Bewußtsein in unseren Zirkeln um, so wird uns manches begreiflich, was wir bislang kopfschüttelnd angestarrt. Betrachten wir nur ein keusches, reines Weib! „Das ist bloß solange ohne Makel, bis der Richtige kommt“. Wenn es nun keinen Richtigen für dasselbe giebt? Es naht jemand, der diese Frau heftig begehrt, und zu dem sie sich gleichfalls hingezogen fühlt. Seine Anwesenheit ist ihr angenehm. Mehr verlangt sie nicht. Er indessen ist so von Sinnlichkeit durchdrungen, daß diese endlich auf sie übergeht. Suggestion, Hypnose, der Reflex des Spiegelbildes; weiter nichts. Ist er fort, so sehnt sie sich nach ihm, nach seiner Gegenwart, seiner Unterhaltung, nicht nach seiner Umarmung, seinen Küssen, wenigstens nicht nach solchen Küssen, wie er sie zu geben pflegt. Sie liebt seinen Geist, seine Seele, nicht seinen Körper. Ein Schauer befällt sie, wenn sie, fern von ihm, an eine eheliche Verbindung denkt, welcher, bestrickt von seiner Persönlichkeit, in seinem Beisein nicht auskommt.

Und wieviele Frauen treffen wir, denen es gerade so geht! Nicht darum begegnen wir so einer großen Anzahl alter Jungfern, weil dieselben keinen Mann, keinen solchen, wie sie suchten, finden konnten; nein, bei fast der Hälfte war es die ungewisse Angst und Furcht vor der Ehe, die sie von dem entscheidenden Schritte zurückhielt. Und dieses unbestimmte Etwas, dieses Bangen, Zittern und Zagen, dieses Zurückschrecken vor der Lösung des großen Rätsels: was ist es weiter als Mangel an Sinnlichkeit? Jemand, der sich einbildet, die Frauen von A bis Z studiert, sie erforscht zu haben in dem Augenblicke, wo das Weib dem Manne gegenüber die Rücksicht fallen, jedes falsche Schamgefühl schwinden läßt, könnte antworten: „Sie sind alle gleich, eine so sinnlich wie

die andere". Ich bitte die Herren der Schöpfung, an ihre Brust zu schlagen, und sich ernstlich Rechenschaft darüber abzulegen, ob sie in dem betreffenden Momente fähig waren, unbefangen und parteilos zu urteilen. Können sie dieses bejahen, so möchte ich weiter fragen: Was für Frauen haben sie denn vor sich gehabt? Solche, die unter Sittlichkeitspolizei standen oder es doch verdienten, Demimonde. Und nach diesem Auswurfe der Menschheit wollen sie das Weib taxieren? Lächerlich! Sogar Gelehrte wie Hirtl scheuen sich nicht, zu behaupten: Ein Gesetz (es handelt sich um Enthaltbarkeit), dem man es anmerkt, daß es nicht von einer Frau gemacht ist. Niemand widerspricht ihm, wenn er sich darüber wundert, daß das allzu häufige Begehren des Mannes seiner besseren Hälfte unbequem ist. Wer solcher Meinung beistimmt, kennt eben das Weib nicht. Es wird auch stets seine unendliche Schwierigkeit für den Mann haben, dasselbe zu ergründen. Es zeigt sich diesem nie voll und ganz, wie es ist. Das angeborene Schamgefühl dem anderen Geschlechte gegenüber, welches selbst die Gattin dem Gatten zuliebe nicht aufgeben kann, erlaubt ihm das garnicht.

Wie aber ist es möglich zu behaupten, es giebt Frauen ohne Sinnlichkeit, wenn jede Gelegenheit fehlt, dieselben von Grund aus zu beobachten? Was dem Manne verschlossen bleibt, unbegrenztes Vertrauen, wird dem eigenen Genus ungesucht entgegengebracht. Man lebe als Weib unter Weibern, stecke sich in Frauenkleidung, besuche ihre Gesellschaften, ihre intimen Zusammenkünfte, nehme an ihren kleinen Freuden und Leiden, an ihren Spielereien teil, führe vor allem lange tête à têtes herbei! Hat man den moralischen Mut und die Kraft, nicht aus seiner Rolle zu fallen, so wird man Dinge erfahren, von denen sich unsere kühnste Phantasie nichts träumen ließ. Wie in ein aufgeschlagenes Wunderbuch werden wir in die Frauenseele blicken. Wir werden vor manchem Dämonischen bebend zurückschrecken; aber wir werden vor vielem Göttlichen

anbetend knieen, und wir werden kaum zu widersprechen wagen, wenn jemand behauptet, fast der zehnte Teil des weiblichen Geschlechtes sei ohne Sinnlichkeit.

Doch auch unter den Männern finden sich, vielleicht vereinzelter, gleiche Naturen. Da ist z. B. ein Jüngling von zwanzig Jahren, der nie in ein Bordell gekommen, niemals geschlechtlichen Umgang gehabt. An Gelegenheit hat es ihm nicht gefehlt, an Unkenntnis noch weniger. Wäre alles das, so würde der Naturtrieb, der Instinkt, wo er vorhanden, trotzdem mit stürmender Gewalt alle Schranken durchbrochen haben. Er mochte einfach nicht. Heitere Freunde versammeln sich um ihn, die ihn necken, verspotten. Um nicht der fortwährende Gegenstand des allgemeinen Hohnes zu sein, läßt er sich in ein Freudenhaus schleppen. Von Verdruß und Ekel überwältigt, muß er aber bald davonstürmen. Heiße Thränen fließen daheim im stillen Kämmerlein über seine Wangen. Er ist eine weich angelegte Natur, wie es überhaupt fast immer der Fall ist, daß bei Menschen ohne Sinnlichkeit in den Männern das Weibliche, in den Frauen das Männliche vorherrscht.

Beide Teile lieben es, sich, wenn auch nur auf Maskenbällen, ihrem Geschlechte entgegengesetzt zu kleiden, und ähnlich den wirklich Konträrsexualen aufzutreten. Deshalb die häufige Verwechslung mit diesen, sobald man sich aufgeklärt fühlt. Während das Weib fährt, reitet, jagt, raucht, sich feck und burschikos benimmt, gern in Herrengesellschaft verkehrt, die ja für sie ohne Gefahr, kameradschaftlich sich darin bewegt und vieles sich erlaubt, was andere nur auf Kosten ihrer Ehre wagen dürfen, lebt der Mann still und zurückgezogen, ist bei den älteren Damen ein gern gesehener Gast, spricht mit ihnen über Haushaltungsangelegenheiten, Speisezubereitung, Handarbeiten mit eingehendem Verständnisse, da er in Manchem selbstthätig, meidet starke Getränke, Tabak u. s. w.

Finden sich solche Wesen zum Bunde für das Leben

zusammen, so kann das die glücklichsten Ehen geben, die ich mit „Idealehen“ bezeichnen möchte. Ruhig und doch nicht gleichgültig gehen so zwei Menschen zusammen die Straße des Lebens. Sie fühlen für einander, haben sich gern, ohne daß wilde Stürme, heftige Leidenschaften ihr Dasein stören und trüben. Kein glühendes Verlangen, keine tobende Eifersucht, kein jäher oder heimlicher Treubruch. Ein Freundschaftsbündnis, wie es schöner und inniger nicht gedacht werden kann. Natürlich bleibt diese Ehe ohne Kinderseggen. Aber er wird nicht vermißt; der Wunsch darnach ist garnicht vorhanden. Wäre er es, so könnte durch Adoption leicht geholfen werden.

Schon als ich noch ein Kind war, machte das Verhältnis eines Paares, welches ich zu beobachten oft Gelegenheit hatte, einen tiefen Eindruck auf mich. Es waren einfache Leute. Sie waren vermählt. Emsig mühte sich die Frau, durch Schneiderei den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben, was ihr bei ihrer Geschicklichkeit und ihrem Fleiß bequem gelang. Der Gatte lag indessen auch nicht auf der Bärenhaut. In aller Frühe säuberte und putzte er das Haus, fehrte, scheuerte, wischte Staub, ging zum Markte und besorgte das Essen. Alles bildete ein so harmonisches Ganze, daß man sich unwillkürlich in das eigenartige Haus gezogen fühlte. Wir Kinder waren glücklich, wenn wir zu der Frau S.... gehen durften, um eine Bestellung zu machen, und wenn der Mann der Frau S.... — so wurde er in der Stadt allgemein genannt — uns von seinen selbstgebackenen Kuchen eine Probe gab. Nie sah man das Paar unzufrieden. Es war glücklich in seinem Erbteil. Es entbehrte die sinnlichen Genüsse nicht, weil es sie nicht kannte, nicht begehrte.

Und muß denn immer die tierische Natur im Menschen den Vorzug haben? Sollen wir nicht zu Höherem streben? Nietzsche's Uebermenschen werden wir freilich nicht erreichen; aber ein der Wissenschaft, dem Geiste gewidmetes Leben zu führen, dürfte Manchem garnicht zu schwer fallen.

Da müht sich ein Gelehrter Tag und Nacht in seinem einsamen Stüblein. Keine liebende Hand zündet ihm seine Studierlampe an, schürt das Feuer des Ofens, wenn es erlöschen will, trocknet ihm mit zärtlicher Sorgfalt den Schweiß von der Stirn. Er hat ja keine Zeit zum Lieben. Der Weg zum Ruhme ist weit und beschwerlich. Mag auch sein äußerer Mensch verkommen; mag er der Gesellschaft ungenießbar werden: er muß vorwärts, fort. Er ahnt lange nicht, daß ganz in seiner Nähe ein Wesen weilt, das von denselben Gedanken durchdrungen, für dasselbe Ideal begeistert ist, das gleiche Ziel vor Augen hat wie er. Eine Frau, die seine Schriften liest, sich nach seiner Bekanntschaft sehnt. Jetzt führt sie das Geschick zusammen. Sie schauen einander mit eigentümlichem Glanze in den Augen an. Sie beginnen eine Unterhaltung, vertiefen sich so darin, daß sie alles um sich her vergessen. Ihre Seelen fließen zusammen; ihre Geister haschen und fangen sich, gehen so in einander auf, daß sie die höchste Ekstase genießen. Sie sind fester, inniger, anhaltender vereint, als sich Körper mit Körper verbinden kann. Sie empfinden alle Schauer der höchsten Wollust, ohne sich auch nur mit den Händen zu berühren.

Sie wiederholen ihre Zusammenkunft täglich ein-, zwei-, drei-, viermal. Sie arbeiten gemeinschaftlich, schaffen doppelt und ruhen dazwischen, voll in einander versenkt. Sie haben Freuden, Genüsse, wie sie höher nicht empfunden werden können, wie sie freilich nur solche Naturen durchzittern. „Krankhaft, sensible, nervös überreizt“, dürfte man antworten. Und doch sind es gerade Menschen, denen man im gewöhnlichen Leben die Nerven abspricht; standhaft, zäh, ausdauernd, ohne Zeichen von Ermüdung, Abspannung, Ueberarbeitung u. dgl. Dieses „scheinbar ohne Sinnlichkeit sein“ ist vielleicht der intensivste Grad der Sinnlichkeit, der über die Körper hinwegfliegt, damit sich die Geister umso schneller, inniger vereinen, fest und unzertrennbar verschmelzen.

Und sie, die bisher jeden Antrag mit einem entschiedenen „Nein“ zurückwies, sie schlägt ihm vor, — Rücksichten kennt sie nicht — sich mit ihr zu vermählen; selbstverständlich denkt sie nur an eine Idealehe. Sie ist sicher, daß er nie verlangen wird, was sie nicht imstande zu geben. Er schwankt lange. Soll er dieses Weib aus seiner Sphäre herabziehen in den gemeinen Staub, in den eken Sumpf? Wird er sich nicht eines Tages nach Veränderung sehnen? Kann er standhaft bleiben? Sie weiß seine Zweifel zu zerstreuen und zieht als Gattin in sein Haus. Es ist ihr genug weiblicher Instinkt geblieben, um ihm das in vollem Maaße zu bieten, was notwendig für sein Dasein, was dasselbe verschönt, erheitert. In seiner sonst so trüben, kalten Behausung ist das Tagesgestirn aufgegangen und sendet seine belebenden, erwärmenden, leuchtenden Strahlen bis in den entferntesten Winkel. Alles: Licht, Wärme, Leben, Sonne. Sie sorgt für seinen äußeren Menschen, seine inneren Bedürfnisse, schafft ihm eine traute, gemütliche Häuslichkeit nach jeder Richtung. Er erscheint, wo es sein muß, als eleganter Gesellschaftsmensch, stolz seine Gattin am Arme führend; er begleitet sie bei ihren Einkäufen, steht neben ihr am glühenden Feuerherde, liest ihr jeden Wunsch an den Augen ab und erfüllt ihn, ehe er noch ausgesprochen. Sie sitzt neben ihm, wenn er schreibt, gleichfalls über den Folianten gebeugt. In den Pausen sorgt sie dafür, daß die Temperatur des Zimmers angenehm und mollig. Aus der brodelnden Theemaschine bereitet sie ihm das aufmunternde Getränk. Ein Blick unendlicher, reiner, tiefer Liebe trifft ihn, ein Leuchten der Augen, das von unerschütterlichem, innerem Glücke spricht, frei von gemeinem Begehren, geilem Verlangen, und doch von zigeunerhaftem, dämonischem Flackern. Von Seligkeit überwältigt, führt er ihre Hand an die Lippen. Dann arbeiten sie weiter bis tief in die Nacht hinein, bis zum frühen Morgen und werden am nächsten Tage, nach kurzem, ruhigem, gesundem Schlafe desselben Genusses theilhaftig. Im eigentlichen Sinne

erfüllt sie das Schriftwort: „Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei“. Sollte ihn gar einmal die fleischliche Lust überkommen, so wird sie vernünftig genug sein, ihn sein Vergnügen dort suchen zu lassen, wo er es zu finden meint. Sie wird ihn nicht mit falschen Eifersüchteleien quälen, wird sich seines Vertrauens würdig zeigen, seine getreue Gefährtin beim Schaffen, sein guter Kamerad bleiben. Gemeinschaftlich werden sie den steilen Berg erklimmen, das hohe Ziel erreichen, welches sie sich beide gesteckt. Besser als jedes andere Paar verstehen sie: „Es giebt ein Glück, das ohne Reu“.

Man glaube garnicht, daß ich mich von der Phantasie zu weit reißen ließ, daß alles nur Tändelei, Spiegelfechterei. Es ist ein Bild aus dem wirklichen, realen Leben. Die da meinen, nicht fähig zu sein, eine solche Ehe zu führen, denen läßt sich nur antworten: „Eines schickt sich eben nicht für alle. Handle jeder seiner Natur gemäß, soweit er es vor Pflicht, Ehre und Gewissen verantworten kann! —

Dasselbe möchte ich bezüglich der Frauenfrage sagen, die sich immer mehr und mehr in den Vordergrund drängt. Darf sich das Weib dem Manne gleichstellen, sich Beschäftigungszweige erwählen, die diesem bleiben sollten? Dürfen wir es auf das Gymnasium schicken, es Collegien auf Universitäten hören lassen u. dgl.? Einige kommen mit ihrem unbedingten ja. Andere antworten mit einem sehr entschiedenen nein. Und die dritten sind lau. Ein so, so ist alles, was sie zu erwidern wissen. Sie dreschen Phrasen, wie: „bei den Voraussetzungen“, „unter solchen Bedingungen“ und des faden Zeugens mehr, ohne ihre Behauptungen im entferntesten zu motivieren. Immerhin ist die Angelegenheit nach so verschiedenen Richtungen hin beleuchtet worden, daß es fast überflüssig scheint, noch einen weiteren Beitrag zu liefern. Inbezug auf konträrsexuelle Veranlagung aber wurde die Frage der Gleichberechtigung der Frau, der Emanzipation derselben, wohl kaum betrachtet.

Ist nun dieses anormale Fühlen, wie oben gezeigt, keine Modefrankheit der überreizten Neuzeit, so muß auch das Streben des Weibes nach Gleichstellung mit dem Manne schon sehr, sehr alt sein. Und das ist es auch. Ja, es gab Zeiten, in denen die Frau eine hervorragende Rolle spielte, in denen sie den Vorrang vor dem anderen Geschlechte hatte. Ich erinnere an die Epoche des Mutterrechtes. Warum konnte dieselbe indessen nicht von Bestand sein? Weil das Weib, sobald es sich als echtes Weib fühlt, nach dem Worte leben muß: „Er soll dein Herr sein“. Sein angeborener Masochismus treibt es zur Unterwerfung bis in die Polygamie, während das sadistisch fühlende, wie im Volksstamme der Feuerländer u. s. w., zur Polyandrie drängt. Einige Frauen aber konnten sich, bei der nun eintretenden Zeit des Vaterrechtes, der allgemeinen Ordnung nicht fügen. Sie verstanden es, sich den Platz zu erringen, der ihnen gebührte, und standhaft auf demselben auszuharren. Denken wir nur an die alten Deutschen!

In ihrer wunderbaren Mythologie sind die Walküren Weiber, Jungfrauen, was wieder tief blicken läßt. Ihre Priesterinnen genießen das höchste Ansehen; ihre Arztinnen sind weit und breit berühmt. Und so ist es geblieben bis in die Neuzeit. Unvermählte Kriegerinnen finden sich während der Freiheitskämpfe. Dichterinnen, wie Frau Ava, die Nonne Roswitha, giebt es in jeder Epoche. Besonders ringt das Mittelalter, in welchem wir in der züchtigen, keuschen Jungfrau, in der tugendhaften, sittsamen deutschen Hausfrau das echte Weib suchen, nach Emanzipation. Die Hebtissin von Bingen, Hildegardis, welche naturgeschichtliche Werke schrieb und praktisch als Arzt thätig war, steht nicht vereinzelt da. Das Streben, die Frau auf die höchste Staffel zu erheben, geht so weit, daß man sich einen männlichen Gott nicht mehr recht denken kann. Der Marienkultus wird geboren.

Gleiche Rechte räumt man dem Weibe in anderen Ländern ein. Wer waren die berühmtesten Ärzte, Lehrer, Professoren,

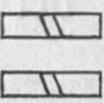
Schriftsteller von Salerno, der bedeutendsten Universität des Mittelalters? Einige der größten Lichter von dort sind Frauen. Bei denjenigen, welche die Medizin praktisch ausübten, beschränkte sich ihre Thätigkeit nicht nur auf die Gynäkologie, sondern sie umfaßte das große, allgemeine Gebiet der Erkrankungen. Das Weib nahm nicht einmal Anstoß daran, den Mann in den peinlichsten Fällen, selbst bei Uebeln der Genitalien, zu behandeln. Es war ja geseit.

Als älteste Schriftstellerin dieser Schule tritt Abella, im elften Jahrhundert, auf. Wahrscheinlich um die Mitte desselben Säculums lebte die Lehrerin Trotula. Sie genoß so großes Ansehen, daß sie von Joh. Platearius I. und II. und, hundert Jahre später, von dem Salernitaner Bernardus Provincialis häufig erwähnt wird. Ihr würdig an der Seite steht eine Arztin aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, Costanza oder Costanzella Calenda, welche zur Zeit der Königin Johanna von Neapel lebte. Im fünfzehnten Jahrhundert waren Mercuriadis und Rebecca Guarna in Salerno thätig. Es ist also kein Ausnahmefall, daß das Weib hier eine Professur bekleidete, einen Lehrstuhl der Medizin einnahm.

Wenn dieser Gebrauch nicht in das Abendland durchdrang, so lag das hauptsächlich an dem religiösen Fanatismus, an der Geistlichkeit, die mit ihrem „mulier taceat in ecclesia“ die Frau zum Schweigen zu bringen verstand, an dieser selbst gewiß nicht, wenn auch das Weib vom germanischen Stamme eine gewisse keusche Scheu niemals ganz verleugnet. Sogar das von der Polizei gestempelte sucht, wo es angeht, seine Beschäftigung zu verbergen, während die griechische Hetäre stolz auf ihren Beruf war.

Es brauchte im schönen Hellas nichts bemäntelt, nichts verschleiert werden. Deshalb giebt uns auch die große Dichterin Sappho einen vollen Einblick in das Wesen und Treiben einer Konträrfühlernden. Eine andere Frau, Agnodice, ließ das Haar schneiden, zog Männerkleidung an, studierte unter Hierophilus

mit der männlichen Jugend Medizin und wurde approbiert, ohne daß jemand ihr Geschlecht ahnte.

Und wir dürfen noch weiter in die Vergangenheit zurücksteigen, um einer Ärztin zu begegnen. Der Papyrus Ebers, welcher in der Zeit von 1552—1550 vor Christi Geburt niedergeschrieben ist, nennt die Königin Schosch (hieroglyphisch: ), welche um 4000 lebte, also zu einer Epoche, in welche wir die Erschaffung der Welt verlegen, als Verfasserin eines dort angeführten Rezeptes. —

Geht somit die Emanzipation durch alle Länder, durch alle Alter, so dürfte es wohl eine Danaïdenarbeit sein, derselben steuern zu wollen. Es ist überflüssig zu fragen: „Müssen wir, durch die ältesten Beispiele angetrieben, die Frau zum Studium aneifern, begeistern, oder sollen wir sie vielmehr davon mit allen Kräften zurückzuhalten suchen?“ Wir dürfen dieses getrost dem Individuum überlassen. Begiebt sich das Weib auf das Glatteis, überläßt sich männlichen Berufsarten, so muß es selbst am besten wissen, wieweit es seinem Unternehmen gewachsen ist. Eine Ueberschätzung rächt sich bitter. Warum ist der Selbstmord bei berühmten Frauen so häufig? Sie stürzten sich, ungeachtet ihres Weibempfindens, in das Leben, einige aus Trotz, Hochmut, Ehrgeiz. Sie wollten zeigen, daß sie es an Geistes-, Verstandesarbeit, ja sogar an körperlicher Tüchtigkeit mit dem Manne aufnehmen können.

Andere versuchten, sich der Leiden ihres Geschlechtes zu entziehen. Sie flohen die Gebundenheit, Bevormundung, Unpersönlichkeit, hauptsächlich die Schwanger- und Mutter-schaft. Sie frankten und frankten an der inneren Spaltung und gingen endlich zugrunde, während die Konträrfühlende, wie die Frau ohne Sinnlichkeit, nie unglücklich über ihre Lage ist. Im Gegenteil: sie ist stolz auf ihren Zustand, fühlt sich erhaben, blickt von ihrer Höhe herab mit Selbstzufriedenheit auf das Getriebe unter sich, das ihr so klein, so erbärmlich

scheint. Sie ist so völlig von ihrer bevorzugten Stellung eingenommen, daß sie fast einen geheimen Neid darüber empfindet, daß noch andere Wesen ihr gleich, daß sie nicht das einzige, welches so denkt, so fühlt. Warum trauern? Sie hat, was sie begehrt. Will sie sich berauschen, so läßt ihre lebhafteste Phantasie sie nicht imstiche.

Aber es giebt auch weibliche Naturen, die aus ihrem Kreise heraustreten, um der Not, dem Elende zu entgehen. Sie haben nichts zu leben, stehen vereinsamt da, besitzen jedoch Arbeitsmut- und freudigkeit. Für diese ist am wenigsten zu fürchten. Sie werden sich stets die Thür zu ihrem Heiligtume offen halten. Streckt sich ihnen keine liebende Hand entgegen, die, sie im Triumph zurückzuführen, imstande ist, so werden sie selbst Mittel und Wege zur Umkehr finden und die geeignete Zeit nicht verpassen. Aus der Lehrerin wird die Gesellschafterin, die Stütze der Hausfrau werden, aus der Ärztin die barmherzige Schwester u. s. f.

Wehe indessen der Frau, welche sich, unfundig ihres wahren Denkens, Trachtens und Verlangens, in die Sphäre des Mannes wagt! Sie hält sich für steril, für unfähig der geschlechtlichen Liebe, will auch nichts davon wissen, da sie ihr unwürdig eines großen Geistes erscheint. Wohl durchbeben sie zuweilen leise, geheimnisvolle Ahnungsschauer, befällt sie manchmal ein Sehnen nach unbekanntem Wonnen, ein Vermuten belebender Genüsse. Doch sie hat keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Das Klopfen wird stärker und stärker. Sie kann nicht mehr widerstreben. Voll und ganz ist das Weib in ihr erwacht; es läßt sich nicht verscheuchen. Da steht sie nun zitternd vor der Pforte des Heiligtums, die sie mit eigener Hand hinter sich im Hochmutswahn zugeschlagen. Sie hört die feierlichen Glockentöne hoch über sich, vernimmt aus dem Innern die lebenatmenden und =weckenden Gesänge des Gottesdienstes, von dem sie sich selbst ausgeschlossen, sieht durch die geöffneten Fenster die Feier eines Festes, welches

allein imstande ist, ihr Ruhe und Befriedigung zu gewähren. Alle dürfen genießen; sie nur ist verbannt, ausgestoßen. Sagend muß sie sich gestehen, daß jedes Zurück für sie zu spät, daß sie nie mehr erreichen wird, was von nun an Daseinsbedürfnis für sie. Was bleibt ihr anderes übrig als der Tod?

Das packendste Beispiel für diese Kategorie scheint uns Sonja Kowalewskaja zu sein. Und doch möchte ich behaupten, wer sie hier einreihen will, kennt sie nicht, beurteilt sie vollkommen falsch. Wer beinahe sieben Jahre lang in einer Ideal- oder Scheinehe gelebt hat, ohne auch nur einmal der Umarmung des Mannes teilhaftig geworden zu sein; wer die meiste Zeit seines Lebens damit zugebracht hat, Schülerin eines Lehrers oder Lehrerin von Schülern zu sein, ohne das Weibgefühl empfunden zu haben: ist der einer geschlechtlichen Liebe fähig? Eine Schülerin im wahren Sinne pflegt fast stets für ihren Lehrer zu schwärmen, während sich der Schüler ebenso oft für seine Lehrerin begeistert, und an Gegenseitigkeit fehlt es dann selten. Weshalb nicht so bei Sonja?

Ihr Verhängnis lag anderswo. Es war die Gewißheit, die da spricht: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können“, die „Faust“ in den Tod treiben wollte, das Forschen nach Wahrheit, das Lessing als sein Bedürfnis ausspricht, und ohne welches das Genie nicht leben kann. Sonja hatte alles erreicht, was ihr begehrenswert erschien. Der Doktor-, der Professorenhut schmückten sie. Der Prix Bordin machte sie zur europäischen Berühmtheit, erwarb ihr das Anrecht auf die Unsterblichkeit. Was blieb noch übrig? Die Mathematik konnte sie nur solange fesseln, als sie immer neue Wunder und Strebepunkte in derselben zu finden gewohnt war. Da sie aber zuletzt all, überall an die Grenzen stieß, stand sie staunend, kopfschüttelnd, unbefriedigt und verzweifelnd still. Sie war auf den Gipfel des Berges gelangt. Sie hielt Umschau. Wohin? Was weiter begehren, erkämpfen?

Ganz in der Ferne erblickte sie ein kleines, unscheinbares Sternchen: die Liebe. Es war ihr bisher zu unbedeutend, nicht der Beachtung wert erschienen. Jetzt blieb ihr Auge daran haften. Wie, wenn es dieses wäre, welches ihr die fehlende, innere Seligkeit geben könnte? Sie wollte sich zu ihm durcharbeiten, weil sie ein neues, unbekanntes Strebeziel haben mußte, nicht, weil die Klarheit und Wärme des Sternes sie durchzitterte, weil sie einen vollen Blick gethan hatte in sein helles, erquickendes, beglückendes Licht. Hätte Sonja wirklich geliebt, so wäre sie imstande gewesen, den Mann, den sie begehrte, an sich zu fesseln. Ihr Genie würde diese Uebermacht besessen haben, und ihr slavisch-germanisches Blut hätte den nötigen Beistand nicht versagt. Bei Weibern dieser Mischrasse tritt das Gefühl mit solcher Leidenschaft, solcher Wut, solchem Feuer auf, daß der Erwählte, der Angebetete in den Rausch hineingezogen wird, mag er wollen oder nicht. Lieben ist bei ihnen gleichbedeutend mit Geliebtwerden. Sonja hat das letztere trotz aller ihr dazu verliehenen Gaben nicht erreicht; folglich fehlte ihr die Grundbedingung: das erste war nicht vorhanden. Nicht ihr Geschlechtsempfinden, ihr falsches Streben war ihr Unglück, wie es das vieler ist.

„Deshalb verschließt den Frauen den Weg der Forschung!“
Warum deshalb? Wenn sie sich diesen selbst wählen, sich in die sichtbare Gefahr begeben, auf keine Warnung achten wollen; weshalb gerade sie zurückziehen? Sind sie besser als die Männer, die auf demselben Wege stolpern, an ebensolchen Klippen stranden und zerschellen, an gleichem Uebel franken und an ähnlichen Wunden verbluten? Man lasse getrost jeden seinen eigenen Pfad bestimmen und einschlagen; er muß seine Haut zu Markte tragen und mag sehen, wie weit er gelangt! — —

Aber, wenn die Konkurrenz von Seiten des Weibes immer größer wird, wo bleibt der Mann? Auf welchem Gebiete kann er noch schaffen, erwerben, den nötigen Lebensunterhalt

verdienen? Ohne Sorge! Was der eine Teil erwirbt, hat der andere nicht nötig zu erringen. Der Konträrsexualismus ist gleichmäßig vergeben. Hat man sich nun einmal daran gewöhnt, das Natürliche natürlich zu nehmen, nicht mehr als Ausnahme zu betrachten, das Spötteln, Bekritteln und Lachen da aufzugeben, wo es schlecht und falsch angebracht ist, mit alten, unberechtigten Vorurteilen zu brechen; so wird es für das starke Geschlecht nicht mehr peinlich sein, sich von dem schwächeren ernähren zu lassen. Der Mann, welcher heute mit Widerwillen in der Schreibstube sitzt, unzufrieden an seine Arbeit geht, wird mit Freuden und Wohlbehagen daheim sorgen, schaffen und sich mühen, dem heimkehrenden Weibchen ein behagliches Nest zu bereiten. Noch scheint uns der bloße Gedanke an diese Zustände gewagt, unserer Menschen- und Mannesnatur unwürdig. Wir meinen, die Welt müßte, ehe sich solche Ideen durcharbeiten können, von oberst zu unterst oder von unterst zu oberst gefehrt werden. Und doch bestehen diese Verhältnisse schon längst neben uns. Wir achten nur zu wenig darauf. Sie fallen uns nicht auf, weil sie niemand zum Nachteil gereichen. Darum lasse man sie, wie sie sind, zwinge die nicht dazu, welche sich nicht für sie eignen, sondern regiere nach dem Grundsatz des großen Preußenkönigs, daß jeder nach seiner Façon selig werden soll! Denn ändern können wir doch nichts an den erhabenen Naturgesetzen.

Mag es uns immerhin als Wunder erscheinen, wenn wir einsehen, daß neben dem Maskulinum und Femininum auch bei den belebten Wesen, schon seit den ältesten Jahrhunderten, ein drittes Geschlecht besteht, welches wir vorläufig mit dem Neutrum oder dem Geschlechtslosen bezeichnen können, und für das wir vorahnend schon den Artikel haben; daß es da ist, müssen wir zugeben! Und dieses wird sich mehr und mehr herausbilden. Die Parole späterer Zeiten wird nicht mehr sein: hie Mann, da Weib; sie wird lauten: hie Zeugungs-, da Erhaltungsmensch. Will man diese Ideen für die Ausgeburt

eines überspannten Gehirnes, einer verwegenen Phantasie voller Unnatur halten, so frage man nur Mutter Natur selbst, ob sie uns nicht schon Beispiele von dem aufweisen kann, was wir als eine Unmöglichkeit oder doch Unwahrscheinlichkeit aufstellen wollen!

Gehen wir zu den Ameisen! Hier haben wir die Dreiteilung: Männchen, Weibchen, geschlechtlose Tiere. Bei den Bienen besorgen die Drohnen das Geschäft der Zeugung. Die Königin muß gebären. Beide leben der zukünftigen Geschlechter wegen. Und die Arbeitsbiene? Sie ist um ihrer selbst willen da. Wohl sorgt sie für die Erhaltung, den Erwerb, schafft, daß die junge Brut nicht Hunger leide; aber sie erwirbt, weil es ihr Lebensbedürfnis, Instinkt ist, weil dieses ihr Genuß.

Warum nicht auch die Menschen gewähren lassen? Mögen Mann und Weib für die Zeugung sorgen, sich diesem Geschäfte voll hingeben; sobald man die Arbeitsbienen, die Menschen ohne Sinnlichkeit, frei hantieren, sich ganz entfalten läßt, wird der Staat, auch bei Wirkungsunfähigkeit der ersteren, nicht zugrunde gehen.

Grosse.

Verlag von Max Spohr in Leipzig.

Die
Enterbten des Liebesglückes
oder
Das dritte Geschlecht.

Von

Otto de Joux.

➡ Preis 4 Mark. ➡

Ein durchaus eigenartiges Buch, welches in allen Kreisen der Gesellschaft hohes Interesse wachrufen und berechtigtes Aufsehen erregen wird. Der als Aesthetiker bestbekannte Autor behandelt in demselben das bisher ungelöste Problem der Zwitterseelen, das ganze verkehrte geistige und sexuelle Empfinden aller unglücklichen Menschen, in deren Brust zwei Seelen wohnen, jener Männer also, welche durchaus als Frauen, jener Frauen, welche ganz als Männer fühlen und begehren, handeln und lieben, in ungemein fesselnder, klarer und geistvoller Weise. Es finden sich in diesem, sowohl der Form als dem Inhalte nach ausgezeichneten Werke, Biographien hervorragender Zwietlinge, Fragmente aus Tagebüchern, seltsame erotische Erlebnisse, Poesien und Schilderungen, alle die geheimen Entzückungen, Verirrungen und unsäglichen Leiden des Mischgeschlechtes in anregendem Wechsel, welche geeignet sind über das Leben dieser merkwürdigen Doppelmenschen, deren Existenz bisher in tiefstes Geheimnis gehüllt und sogar dem universell Gebildeten, dem hervorragenden Psychologen ein Buch mit sibyllinischem Inhalte geblieben, hellstes Licht zu verbreiten.

Wir können demnach diese neue litterarische Erscheinung Jedermann auf das Wärmste anempfehlen.

Verlag von Max Spohr in Leipzig.

Die verkehrte Geschlechtsempfindung

oder

die mann männliche und weib weibliche Liebe.

Von

Dr. med. **Norbert Grabowsky.**

Preis 1 Mark.

Preis 1 Mark.

Inhalt:

Historisches über das Urningtum.

Das Thatsächliche der Urningsliebe.

Das Wesen der Urningsliebe.

*Die sonstigen Erscheinungsformen anormalen
Geschlechtssinnes und ihr Wesen.*

Der Urning und die Gerichte.

*Die Notwendigkeit für mich als den Vertreter des
Prinzips der geschlechtlichen Enthaltbarkeit über
Urningtum zu schreiben.*

*Die geschlechtliche Enthaltbarkeit das Ideal des normal
fühlenden Menschen wie des Urnings.*

Dr. Grabowsky's Schriften über das Geschlechtsleben verdienen die höchste Beachtung aller Gebildeten; auch das vorstehende Buch über das weitverbreitete, aber grossen Kreisen noch unbekanntes Gebiet des Urningtums, zeichnet sich wie alle Grabowsky'sche Schriften durch Gründlichkeit und Klarheit in der Darstellungsweise aus.

Die Geschlechtsliebe — der Fluch des Menschentums und ihre Bekämpfung.

Von

Dr. med. **Norbert Grabowsky.**

prakt. Arzt.

→: **Preis 1 Mark.** :←

Inhalt:

Der Fluch der Geschlechtsliebe.

Geschlechtsliebe und wahre oder begriffliche Liebe.

*Der Segen der zur wahren Liebe hinführenden ge-
schlechtlichen Enthaltbarkeit.*

Ein Werk von hohem ethischen und sozialen Werthe, welches trotz des exceptionellen Standpunktes des Verfassers einen tiefen Eindruck beim Leser hinterlassen wird.

Verlag von **Max Spohr** in **Leipzig**.

Die
krankhafte Liebe.

Eine psycho-pathologische Studie

von

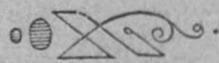
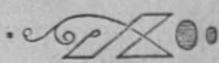
Dr. Emil Laurent

früher Arzt im Hauptkrankenhaus der Pariser Gefängnisse.

Preis 4 Mark.

INHALT:

- | | |
|--|--|
| I. Die harmonische und die krankhafte Liebe. | IX. Der Fetischismus. |
| II. Die krankhafte Liebe im Altertum. | X. Die Liebe zu unbelebten Gegenständen. |
| III. Der ätiologische Ursprung der krankhaften Liebe. | XI. Der Sadismus. |
| IV. Die krankhafte Liebe als Symptom d. Degeneration. | XII. Der Masochismus. |
| V. Die krankhafte Liebe bei den höheren Degenerierten. | XIII. Die uranistische Liebe. |
| VI. Die krankhafte Liebe bei Schwachköpfigen. | XIV. Die Kinderliebe. |
| VII. Die krankhafte Liebe bei den Blödsinnigen. | XV. Die krankhafte Eifersucht. |
| VIII. Die Erotomanen. | XVI. Der Mord aus Liebe. |
| | XVII. Der Selbstmord aus Liebe. |
| | XVIII. Die krankhafte Liebe in der Litteratur. |
| | XIX. Behandlung der krankhaften Liebe. |

Soll der Mann keusch 
 **in die Ehe treten?**

Ein offenes Wort

an die Vertreter der Svava-Bewegung Björnsons.

Preis 60 Pfennige.

3 B. 4 F
✓

K. Luber
Buchbinderei
Heßstr. 14/o Rgb.

